

JULIA FRANCK



WELTEN
AUSEINANDER

S. FISCHER



Julia Franck

Welten auseinander

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Julia wird in Ostberlin geboren. Sie ist acht, als ihre Mutter sie und die Schwestern in den Westen, erst ins Notaufnahmelager Marienfelde und dann nach Schleswig-Holstein mitnimmt. In dem chaotischen Bauernhaus kann die Dreizehnjährige nicht länger bleiben und zieht aus, nach Westberlin. Neben der Sozialhilfe verdient die Schülerin Geld mit Putzen, sie lernt ihren Vater kennen und verliert ihn unmittelbar, macht ihr Abitur und begegnet Stephan, ihrer großen Liebe. Wenn sie sich erinnert, ist es Gegenwart.

»Welten auseinander« ist die bewegende Erzählung einer ungewöhnlichen Jugend voller Brüche und Unsicherheiten; ein schmerzhaft-schönes Buch der Selbstbehauptung, das von Scham und Trauer so genau erzählt wie von Tod und Liebe. Schreiben und Literatur erweisen sich als Instrumente des Bleibens, vorerst.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Julia Franck wurde 1970 in Berlin geboren. Sie studierte Altamerikanistik, Philosophie und Neuere Deutsche Literatur an der FU Berlin. 1997 erschien ihr Debüt ›Der neue Koch‹, danach ›Liebediener‹ (1999), ›Bauchlandung. Geschichten zum Anfassen‹ (2000) und ›Lagerfeuer‹ (2003). Sie verbrachte das Jahr 2005 in der Villa Massimo in Rom. Für ihren Roman ›Die Mittagsfrau‹ erhielt Julia Franck den Deutschen Buchpreis 2007. Der Roman wurde in 35 Sprachen übersetzt. Zuletzt erschien der Roman ›Rücken an Rücken‹ (2011). Julia Francks Roman ›Lagerfeuer‹ wurde 2012/13 für das Kino unter der Regie von Christian Schwochow unter dem Titel ›Westen‹ verfilmt.

Inhalt

Auch in meinem wirklichen [...]

In den letzten Tagen [...]

Geboren im Osten Berlins [...]

Als Verfolgte des Naziregimes [...]

Wer arm war und [...]

Der Krieg war vorbei [...]

Wie sämtliche ihrer Kinder [...]

Bedenkt man die Verluste, [...]

Wohin es uns im [...]

Die Hauptfiguren ihrer Kindheit [...]

In der Waldorfschule lernten [...]

Dass Stephan und ich [...]

Unsere Mutter hatte kein [...]

Von diesen Jahren in [...]

Zu dieser Zeit waren [...]

Alles, was ich in [...]

Über die Kinderbetreuung und [...]

Steffi und Martin machten [...]

Ob ich auch sitzengeblieben [...]

Seit einem Jahr sahen [...]

Im Kino sehen Stephan [...]

Die Wildnis einer Herkunft [...]

Zum ersten Mal seit [...]

In der Zeit nach [...]

Auch in meinem wirklichen Leben habe ich eine Mutter, vier Schwestern und Freunde, die ich liebe. Auch in diesem wirklichen Leben habe ich nächste Menschen viel zu früh an den Tod verloren und lebe dennoch bis ans Ende mit ihnen. Ich kannte sie, kenne sie und werde sie in Zukunft etwas anders kennen. Weder sie noch ich selbst bleiben dieselben. Unsere Erfahrungen ändern uns und auch unser Verständnis.

Oft liegen unsere Geschichten und unsere Sicht auf die Wirklichkeit Welten auseinander. Wir erinnern uns an Ereignisse und unsere nächsten Menschen vollkommen unterschiedlich – so unterschiedlich, wie wir für uns selbst und voneinander träumen. Denken wir an unsere Großmutter, so kannten wir jeder eine andere, selbst wenn wir Söhne desselben Vaters wären und dessen Mutter dieselbe reale Person gewesen wäre. Daher wird sich keine reale Person in einer der Figuren dieses Buches wiedererkennen. Unmöglich. Wir betrachten jeder die Welt aus unserer Perspektive, wir kennen unsere Nächsten auf die uns ganz eigene Art, wir wissen Dinge übereinander, die der andere häufig selbst von sich nicht weiß. Wer weiß schon, wie der andere einen sieht, hört und liest. Wir erkennen Zusammenhänge und verstehen einander, wie der andere es nicht vermag, wir irren dabei und ändern uns. Wir erzählen, wahren zugleich Geheimnisse und hören einander. Niemand gleicht sich mit einem anderen und gleicht seine Wirklichkeit mit der des anderen ab. So neugierig und gern wir einander begegnen, es ist gerade das Andere und die Sicht des Anderen, die uns fasziniert, die wir lieben oder

auch verachten mögen. Genau darin zeigt sich unsere Individualität. Die Fremde bin ich selbst. Wir sind im Werden.

In den letzten Tagen war es noch kühl gewesen, der Duft des Flieders liegt über dem Asphalt der Vorbergstraße, Apostel-Paulus-Kirche, Schwäbische Straße, freihändig auf dem Rad, und die weißen Kastanien werfen ihre ersten Blütenblätter ab, ich weiß es bis heute. Unzählige Details dieses Tages haben sich in meine Erinnerung gebrannt. Das Datum sollte ich später in meinen Ring gravieren lassen.

Den Ring hatte ich einige Jahre zuvor beim Putzen auf dem Boden gefunden. Er gehörte niemandem. Die Leute, bei denen ich arbeitete, hatten mir gesagt, ich solle ihn behalten. Es war ein einfacher hellgoldener Ring, zu schmal für einen Ehering. Als Stephan mir im ersten Jahr unserer Liebe eines Abends den breiten gelbgoldenen Ehering seiner verstorbenen Großmutter über den Finger schob, damit ich ihn auf unabsehbare Zeit trüge, nahm ich meinen Findling vom Finger und gab ihm diesen im Gegenzug. So trugen wir jeder den Ring des anderen mit seiner jeweiligen Geschichte, wobei diejenige meines Rings noch unbekannt war.

Das gezielte Vergessen ist uns nicht möglich. Unseren Körpern so wenig wie unseren Seelen. Was wir nicht verstehen, fesselt uns. Auf dem Rücken liegen wir im Sand, das Rauschen des Meeres im Ohr und auf der Haut, in unseren Knochen, an unseren Membranen, betrachten wir die Sterne über uns, um uns das schwarze All, aus dessen Weite uns ihr altes Licht erreicht. Wenn in dieser Nacht seine Wellen auf unsere Netzhaut treffen, wir das Funkeln und Flimmern und Flackern

sehen, uns beglücken lassen, wissen wir bloß, dass manch einer der Sterne längst erloschen ist. Mit Stephan liege ich so. Auf dem Sand an der ligurischen Küste und auf dem Felsen über dem Meer am Haus seiner verstorbenen Großeltern, wir liegen so nebeneinander auf den schwarz-weißen Feuersteinen an der Ostsee und im Gras der Mecklenburgischen Seenplatte.

Zusammen staunen wir über die Schönheit der Welt. Wir strecken uns, träumen einander zu, entfalten phantastische Geschichten, stellen uns die einfachen Fragen unserer Herkunft und erzählen davon, tauschen uns aus, widersprechen, lachen, berühren uns, bald interessieren uns mehr die philosophischen Fragen nach Leben und Tod, das Erweitern von Wahrnehmung und Bewusstsein, woher und wohin, nächtelang, wir genießen die Erregung aus Neugier und Empfinden der Unermesslichkeit. Denke ich daran, ist es Gegenwart.

Er war schmal, das kastanienbraune Haar schimmerte in Wellen, ein knabenhafter Junge mit einer tiefen und warmen Stimme. Seine Haut war gezeichnet, auf dem Bauch trug er mehrere Narben, zwei von fast zwanzig Zentimetern Länge und kleinere. Es hatte vor unserer gemeinsamen Zeit eine Notoperation geben müssen. Er kannte Schmerz und Narkose.

Zu seinem neunzehnten Geburtstag schenkte ich Stephan Faulkners *Wilde Palmen* mit der Widmung: Aus Freude über einen kurzen Augenblick. Er sagte mir Monate später, er glaube, er werde nicht sehr alt.

Stephan hatte mich am Vormittag des sonnigen Maitages angerufen, er wollte mich später treffen, unbedingt. Er schraubte an seinem neuen Fahrrad – als Linkshänder wollte er die Bremsen von Vorder- und Hinterrad vertauschen. Ich weiß noch, wo ich während dieses Gesprächs in meiner Wohnung in der Schöneberger Hauptstraße stand. Sobald das Telefon klingelte, musste ich das Fenster schließen, weil der von unten dröhnende Verkehr zu laut war. Wie mein Blick auf die Bücher fiel, ein altes hölzernes Postregal mit hohen Fächern, in dem ich die halbe Bibliothek meines Vaters mit Baudelaire und Stendhal, Sartre und Camus untergebracht hatte, daneben standen die Ordner mit Sozialhilfeanträgen, Halbweisenrentenanträgen, Kleideranträgen, der Sterbeurkunde meines Vaters, meinem Antrag auf Wiederaufnahme in das Schulsystem nach den fast zwei Jahren meiner Abwesenheit 87/88, Praktikumsbescheinigungen, Steuerkarten und Honorarblätter aus dem Restaurant, in dem ich zwei, drei Jahre gekellnert hatte, mein Abizeugnis, die ersten Artikel für den *Tagesspiegel*. Das Regal gehörte zum Inventar der Wohnung und wie Waschmaschine, Schleuder und Kühlschrank dem Hauptmieter, der vier Jahre zuvor mein Liebhaber und damals doppelt so alt gewesen war wie ich. Auf der Mondkarte über der Matratze stand ein Streifen Sonnenlicht. Es war ein Wendeplakat, an jenem 12. Mai 1992 hing die Rückseite des Mondes aus. Die Matratze hatte ich mitgebracht, ebenso den alten Stutzflügel, den ich bald nach meinem Einzug an den Wirt Kostas Papanastasiou für sein

Lokal Terzo Mondo verkaufte, um ihn gegen meinen allerersten Computer zum Schreiben und Studieren zu tauschen. Auf alten Schreibmaschinen hatte ich blind und mit zehn Fingern schreiben gelernt, die Buchstaben liegen unter den Fingerkuppen wie die Töne unter der Klaviatur. Der Monitor stand auf der Glasplatte mit zwei Böcken, der Rechner darunter. An dem Glastisch machte ich alles, ich arbeitete, aß, küsste und prüfte Negative. Das große Schachbrett lehnte an der Wand. Neben dem Regal, rechts vom Erker, zog sich vom Boden bis zur Decke der Länge nach ein Riss über die Wand. Einmal putzte ich die Fenster und wusch außen am Glas dichten schwarzen Ruß ab. Es war ein Haus, dessen Wände zitterten, wenn Lastwagen und Busse die ansteigende Hauptstraße unter dem Fenster hinauffuhren. Die Scheiben klirrten, der Parkettboden des trapezförmigen Raumes vibrierte. Lag man dort auf der Matratze, spürte man die schweren Fahrzeuge im Körper. Ich staunte, dass Stephan allein die Bremsen vertauschen wollte. Das sei nicht schwer, versicherte er mir. Ich erinnerte mich, er hatte mit dreizehn oder vierzehn Jahren die langen Nachmittage der frühen Jugend auf den Plätzen und in der Unterführung vom ICC mit anderen Jungs und ihren BMX-Rädern verbracht. Ich hörte die Dringlichkeit in seinem Wunsch, dass wir uns treffen.

Zu der Zeit stand ich am Anfang eines Jurastudiums und malte mir aus, eines Tages Anwältin für Greenpeace oder Amnesty International zu werden. Mit der kleinen alten Minox, die mir ein Freund geschenkt hatte, fotografierte ich,

ausschließlich schwarz-weiß, Menschen. Mein liebstes Motiv war Stephan. Mein Blick auf ihm. Er im Ausschnitt meiner Linse. Er kommt eine Treppe herauf und entdeckt mich mit dem Fotoapparat über sich. Seine knöchigen schönen Hände, die sich berühren, die Fingerspitzen beider Hände aneinander. Seine Lippen, die den Rauch einer Zigarette ausstoßen. Er mir gegenüber am Tisch. Dunkle Augen, die nah beieinander liegen, lange Wimpern. Sein Blick in meine Kamera. Wir sehen uns an. Er liegt auf einer Holzbank. Seine Narben. Er sitzt in Jeans auf einer Steinmauer, den Rücken zu mir. Sein Haar im Nacken.

Fotografieren war teuer, die Filme, das Papier, die Chemikalien. Die Negative ließ ich meist im Laden entwickeln, die Abzüge machte ich von Hand in einer provisorisch aufgebauten Dunkelkammer im fensterlosen winzigen Bad. Auch den alten Vergrößerer hatte mir der Hauptmieter in seiner Wohnung zurückgelassen. Er stand oben auf dem Postregal und ragte wie ein Gerippe unter die vier Meter dreißig hohe Decke. Ich sagte Stephan, dass ich am Abend noch in die Uni wolle. Mein Studium sollte an diesem Tag warten können, zur Vorlesung würde ich es bestimmt noch schaffen. Ich wusste von Stephans Schwanken, seinen Zweifeln und Unwägbarkeiten der letzten Monate, wenn auch nicht alles. Zwei Tage zuvor noch hatten wir bei unserer Begegnung in seiner frisch bezogenen, ersten eigenen Wohnung Stunden gesprochen. Die Sonne blendete ihn. Es ging ihm nicht gut, er wollte seine Eltern nicht enttäuschen, mich nicht, seine Freunde nicht, er brauchte Zeit und Raum für seine

Entwicklung. Wie wir laut dachten, miteinander und entgegen. Seine klugen Sätze. Er wollte sich selbst nicht täuschen. Wir verbrachten Tag und Nacht zusammen. Sein Rücken, sein Haar, seine Haut. Mit Tränen in den Augen deutete er mir an, dass es Dinge gebe, über die er weder mit mir noch mit seinen Eltern, seiner Schwester oder irgendeinem Freund sprechen könne. Seine Wahrheit. Es tat mir weh, ihn einsam in seiner Not zu sehen. Wir umarmten uns, wir sprachen mit Liebe. Ich sehe seine braunen Augen und die schwarzen, nassen Wimpern. Unsere Gesichter liegen aneinander, und das Flattern der Lider berührt den anderen, Schmetterlinge. Sein seidenweiches braunes Haar, meine Hand in seinem Haar. Sein vertrauter Geruch. Wahrheit ist relativ, und die Unendlichkeit bildet sich in jedem einzelnen Punkt ab, Schönheit der Zellen, Mikroorganismen, Kosmos. Es gibt Dinge, die kann und möchte man nicht mit seinem liebsten Menschen teilen, aus Liebe. Das wusste ich.

Über mein Herzrasen der letzten Monate sprach ich mit niemandem. Es kam als Attacke. Es überfiel mich unvorhersehbar, nachts, wenn ich einschlafen wollte, und auch einmal im Lokal am Ende eines langen Arbeitsabends. Etwas nach Mitternacht, ich kellnerte, die letzten Gäste zahlten, der Chef saß mit seinem dicken Portemonnaie am Tisch, zählte Scheine und Münzen, machte die Abrechnung, und ich sah die unzähligen leeren Gläser auf meinem Tresen stehen, mit ihrem getrockneten Bierschaum und fettigen Fingerabdrücken am Bauch, einige mit Lippenstift am Rand. Denke flüchtig an die

Klausur, die wenige Stunden später, gleich morgens in der ersten Stunde geschrieben wird. Sammle die Aschenbecher ein, leere sie über dem Müll, Essensreste, Servietten, zurück zu den Gläsern, sie füllen meinen Tresen, ich werde sie von Hand spülen und polieren, jedes einzelne. Es beginnt mit einem Engegefühl, das Herz rast, der Puls jagt, es treibt mir den Schweiß auf die Stirn. Ich möchte ruhig atmen, frage mich, ob das Rasen und die Angst einen Grund haben, einen Anlass. Aber nein, die Angst wächst, von Attacke zu Attacke, zu einer Angst vor der Angst und einer Angst in der Angst heran. Ein kleiner angeborener Fehler, die Richtung, in der die Herzklappe unter Stress nach vorn springt. Der Internist empfahl Sport und Autogenes Training. Den Begriff Panikattacke hörte ich erst Jahre später zum ersten Mal, als die Zustände nicht mehr auftauchten. Es hatte mit dem Abitur angefangen, mit dessen Ergebnis ich nicht gerechnet und auf das ich nicht hingearbeitet hatte. Niemand in meiner Umgebung hatte ein Einsler-Abitur. Schon bei der unfeierlichen Verkündung in der Schule schämte ich mich vor meinen Freunden und insbesondere vor einem Mädchen aus gutem Hause, das seit Monaten alles für sein Abi gegeben und gelernt hatte, weil es Tiermedizin studieren wollte. Ich dagegen hatte selten gelernt. Es musste ein Irrtum sein, vielleicht hatte sich jemand beim Zusammenzählen der Punkte verrechnet. Freuen konnte ich mich nicht, denn wie auch die angehende Tiermedizinerin hatte ich das unbestimmte Gefühl von Unrechtmäßigkeit. Ein Versehen. Es stand mir nicht zu. Ich erinnere mich an unsere U-

Bahnfahrt im Anschluss. Das Mädchen wich nicht von meiner Seite. Wir kannten uns aus dem Biologie-Leistungskurs. An guten Tagen hatte uns der Lehrer Dr. Forell mit seinen Reiseberichten aus aller Welt belohnt. Er war Doktor der Biologie, kurz vor der Pension als Oberstudienrat, er konnte auf ein reiches Leben zurückschauen. In den fünfziger Jahren war er gemeinsam mit einem Studienfreund auf dem Rad von Kanada bis nach Feuerland gefahren. Das Rad mussten sie über steile Geröllpisten schieben und am Usumacinta auf schmale hölzerne Boote hieven. Das trübe Wasser, die Krokodile und Schildkröten. Im Amazonasgebiet krepelten sie die Hosenbeine hoch, trugen das Rad durch flache Gewässer, bis sie von Piranhas gebissen wurden. Wir liebten seine erzählten Belohnungen. Auch Afrika hatte er mit seiner Familie mehrmals bereist und erzählte uns von den Abenteuern und von den Tieren in den Nationalparks. Einmal allerdings, wir behandelten ausführlich das Thema Genetik, er hatte uns gerade ein Schema an die Tafel gezeichnet, wie Adenine und Thymin, Guanin und Cytosin zusammenpassten, und den Aufbau der DNA erklärt, sagte er uns, dass die Genetik für die unterschiedlichen Merkmale der menschlichen Rassen zuständig sei, der negriden, europiden und mongoliden. Er zeigte uns Bilder der Neandertaler und des Homo sapiens. Das Gehirn der Männer sei im Schnitt schwerer als das der Frauen. So komme es zu den sehr unterschiedlichen physischen Voraussetzungen und erkläre sich auch, dass die negride Rasse allein aufgrund ihres kleineren Gehirns nicht zu denselben

kognitiven Leistungen wie die mongolide und europide in der Lage sei. Ich berührte Stephans Knie neben mir, er erwiderte mit leichtem Druck. Auch wenn mir die Röte ins Gesicht schoss, sich der Hals etwas verengte, meldete ich mich und widersprach dem Lehrer. Meinen Widerspruch beantwortete der seiner Sache sichere weißhaarige Doktor mit einem fröhlichen Lächeln. Ja, er wisse, manche Erkenntnisse der Wissenschaft seien nicht populär, insbesondere seit dem Nationalsozialismus nicht, natürlich. Doch es sei eine schlichte Tatsache, dass die Gehirne der Afrikaner kleiner und leichter seien. Um es zu unterstreichen, schrieb er die durchschnittliche Grammzahl eines männlichen europiden und eines männlichen negriden Gehirns an die Tafel. Der Homo sapiens habe sich, je nach Rasse, im Laufe der Evolution unterschiedlich entwickelt, man schaue sich nur die sonstigen Unterschiede an. Dafür könne der Afrikaner schneller laufen, und man sehe es ja beim Sport, dass er in allen Disziplinen, in denen es auf Geschwindigkeit und Körperkraft ankomme, den Europiden und erst recht den Mongoliden überlegen sei. Ich war empört, meldete mich wieder, er nickte mir freundlich zu, und mit heiserer Stimme sagte ich, dass die Hirnmasse allein bestimmt keine Korrelation zu den kognitiven Leistungen aufweisen könne, ein großer Augapfel sehe ja auch nicht besser als ein kleiner, ein Mann sei bestimmt kein größerer Denker als eine Frau. Dr. Forell lachte mir entgegen, meine Empörung amüsierte ihn. Nun holte er etwas weiter aus, nicht ohne mir zuzuzwinkern. Selbstverständlich sei es kein Zufall, dass die

großen Wissenschaftler und Philosophen Männer seien. Und was den Unterschied zwischen der negriden und europiden Rassen anbelange, so würden Jahrtausende Menschheitsgeschichte zeigen, dass es schlicht keine einzige Hochkultur der negriden Rasse gebe, wenn man bedenke, dass die Menschen und Kulturen der nordafrikanischen Länder eher zum Mittelmeerraum und zur europiden Rasse zählen. Die alten wie modernen Hochkulturen aller anderen Kontinente galten ihm als Beweis seiner These. Ich schüttelte den Kopf, ließ meinen Arm sinken, da er mich nicht sprechen lassen wollte. Zuversichtlich in meine Richtung nickend sagte er, ich könne gerne glauben, was ich wolle, er wisse, dass diese Untersuchungen einigen Menschen nicht gefielen, aus wissenschaftlicher Sicht bestünden hier keine Zweifel. Sein Lächeln untermauerte seine Gewissheit. Die Genetik werde im Verlauf ihrer weiteren Forschung seine These bestätigen. Inzwischen hatte ich vermutlich vor Aufregung und Fassungslosigkeit rote Flecken im Gesicht. Ohne über mögliche Konsequenzen nachzudenken, nahm ich meinen Hefter, mein Buch und meine Tasche, sah Stephan auffordernd an, der noch etwas zögerte, meinem Protest ebenso Ausdruck zu verleihen, und verließ den Biologiesaal. Stephan kam mit. Aber kein anderer Mitschüler folgte. Es war mir unverständlich, dass die anderen sitzen blieben und nach solchen Aussagen an diesem Tag dem Unterricht des Lehrers weiter folgen wollten. Spürten sie keine Notwendigkeit zum zivilen Ungehorsam? Auch die angehende Tiermedizinerin blieb an ihrem Tisch sitzen. Waren

die anderen im Klassenraum mutlos? Oder teilten sie meine Empörung nicht?

Erst als zwanzig Jahre später meine Großmutter Inge gestorben war, fand sich in ihrem Sekretär ein kurzer Lebensbericht ihrer Schwester Gisela. Darin schildert sie, wie es ihr zum Abitur 1934 versagt wurde, die Wahlfachprüfung Deutsch über Schiller zu machen, dessen sie als jüdischer Mischling nicht würdig sei. Als sie Hesses Werk zum Prüfungsthema wählte, wurde ihr dies ebenfalls verwehrt, da dieser als entartet galt. Ihre dritte Wahl fiel auf Hebbel, sie las alles. Die Aufgabe in der Prüfung lautete überraschend, sie möge ein nationalsozialistisches Werk von ihm benennen, und auf ihr Schweigen hin wurden ihr provokante Fragen zu Herodes und Mariamne gestellt. Wie jeder Abiturient ihres Gymnasiums wurde Gisela in Rassenkunde geprüft. Im Beisein der staatlichen Fachkommission erhielt sie die Aufgabe, die Mendel'schen Regeln mit Anwendung auf ihre Eltern und sich selbst zu erläutern. Ihr Vater, während der Weimarer Republik bereits Mitglied der SPD, Professor der Chemie und Forschungsdirektor, war zwar Deutscher mit reinrassigen Vorfahren, ihre Mutter aber Jüdin mit ausschließlich jüdischen Vorfahren. Gisela schwieg. Ihr wurde gesagt, dass durch die sexuelle Gemeinschaft ihrer Eltern auch ihr Vater bereits jüdisches Blut in sich trage. Sie erhielt die Abiturnote drei. Die Nürnberger Gesetze verhinderten, dass sie Lehrerin werden konnte. Allenfalls Fürsorgerin stand noch offen. Doch auch diesen Beruf durfte sie nach dem Examen nicht mehr ausüben,

sie musste in den Arbeitsdienst und verrichtete Zwangsarbeit als Betreuerin in einem Kinderheim, als Dienstmädchen und in anderen Stellen. Das Studium zur Dolmetscherin wurde ihr verboten. Sie erkrankte an Asthma und Tuberkulose und durfte ihren Verlobten trotz vieler Sonderanträge, der wiederholten Vermessung ihres Kopfes und Erforschung ihrer rassistischen Merkmale nicht heiraten. Also gebar sie den ersten Sohn ledig, während sie noch im Kinderheim wohnte und arbeitete. Mit vier Monaten bekam der Säugling hohes Fieber, konnte kaum noch trinken. Der für das Heim zuständige Kinderarzt wollte am Wochenende nicht kommen. Montagfrüh starb das Kind. Ohne das Bündel im Arm der Mutter eines Blickes zu würdigen, befand der Arzt bei seinem Dienstbesuch später am Tag: ein wertloses Leben. Auch den zweiten Sohn gebar Gisela unehelich, ehe ihr Verlobter und sie nach Kriegsende heiraten konnten.

Als wir mit unseren Abiturzeugnissen in der U-Bahn zum letzten Mal von der Schule stadteinwärts fuhren, fragte mich die angehende Tierärztin als Erstes nach meiner Biologienote. Hier konnte ich sie beruhigen, unsere Noten unterschieden sich nicht. Sie wollte es nicht glauben, sie löcherte und befragte mich nach einzelnen Fächern und genauen Punkten, weil wir außer dem Leistungskurs kaum Kurse gemeinsam gehabt hatten. Mein Mund war trocken, mir war heiß, ich stammelte. Sie hatte einfach nicht kommen sehen, dass ausgerechnet ich ein besseres Abitur machen sollte. Ich spürte ihre Überraschung, ihre Enttäuschung und ihren Neid. Sie erzählte

den anderen, wie viel sie in den vergangenen Monaten gelernt habe, und wollte von jedem wissen, ob er auch so viel gelernt hätte. Ich hob die Schultern, ich wollte in Grund und Boden versinken. Sollte ich sie anlügen und behaupten, ich hätte viel gelernt? Ihre Eltern und ihr Freund seien stolz. Das beruhigte mich etwas. Sie konnte sich freuen. Ich dagegen konnte mich nicht freuen. Ich dachte nicht einmal daran, jemanden anzurufen. Wer in meiner Familie interessierte sich dafür, ob ich zur Schule ging? Meiner Mutter waren Leistungen der Leistungswelt samt allen Leistungsträgern zutiefst suspekt. Als meine große Schwester Jahre zuvor im Frühsommer 1983 ihr Abitur bestanden hatte, wurde mit Freunden gefeiert. Zur gleichen Zeit wusste man schon länger nicht mehr, wohin mit mir, und Freunde in Berlin nahmen sich meiner an. Meine Mutter kam kaum zum Anrufen oder zum Briefeschreiben. Alle paar Monate hörte ich etwas von ihr. Manchmal versuchte sie es und steckte einen vor Monaten angefangenen, abgebrochenen und mit unterschiedlichen Stiften in Etappen weitergeschriebenen Brief von zwei, drei Seiten, voller orthographischer Fehler, dazu eine schöne Vogelfeder, die sie gefunden hatte, etwas Glitzer oder Ostseesand in einen Umschlag, auf dem sie fast immer meine Adresse falsch schrieb und manchmal auch die Frankierung vergaß. Wir hatten seit Monaten nicht telefoniert. Das letzte Mal im Winter. Ich erinnere mich, draußen war es schon dunkel, ich saß an meinem Tisch im Zimmer der Hauptstraße, wollte das Gespräch beenden und sagte ihr, ich wolle jetzt lesen. Zum Stichwort

Lesen fielen ihr offenbar meine bevorstehenden Prüfungen ein, und es schien ihr ein Anlass zu sein, sich an die eigene schwierige Zeit ihres Abiturs zu erinnern. Wie blöd sie sich gefühlt habe und wie schlecht sie in der Schule gewesen sei, in der ihr geliebter Bruder, ohne den sie das Abitur niemals geschafft hätte, ihr noch kurz vor seinem Tod geholfen habe. Wie schwer ihr das Lernen ein Leben lang gefallen sei und dass ihr zur Entspannung in solchen Phasen immer besonders gut Selbstbefriedigung helfe.

Ich vergrößerte den Abstand zwischen meinem Ohr und dem Hörer. Wem gehörte diese Stimme, die mir, die ich schon über sieben Jahre ohne sie lebte, von ihren Entspannungstechniken erzählte? Die vollkommen überraschende Vertraulichkeit der Frau, die mich einst geboren hatte, erschien mir falsch. Wer war ich, dass sie mich nach Monaten, Hunderte von Kilometern entfernt anrief und meinen Gesprächsabschluss mit dieser Information quittierte? Zum Glück übermittelte das Telefon niemandem mein Erröten. Mir fiel keine Erwiderung ein. Ich verabschiedete mich einsilbig. In diesem Sommer rief ich niemanden aus meiner Familie oder sonst irgendeinen Menschen an, um mitzuteilen, dass ich mein Abitur bestanden hatte. Mit meinem Abitur war ich allein.

Ich erinnere mich an die weichen Knie, als ich am Tag der mündlichen Abiturprüfung die Treppen hinauf in den Prüfungsraum musste. Schweißkalte Hände, die Beine gehorchten kaum, zu schwer kam mir mein Körper vor. Jeder Prüfling war zu seiner eigenen Zeit bestellt, zum Glück war ich

allein am Fuß der Treppe. Ich musste das blaugestrichene Geländer mit beiden Händen umfassen, und eine Hand vor die andere setzend, mich mit den Armen ziehend, also in gewisser Hinsicht auf allen vieren, den Körper die drei Treppen hinauf hangeln. Ich hatte die ganze Nacht noch gelesen, einfach keine einzige Stunde geschlafen. Es ging um Kunstgeschichte, die Entwicklung der Zentralperspektive. Ich war begeistert von dem Thema, aber ich würde nur zwanzig Minuten Zeit haben. Es gab Lehrer, die sich am liebsten selbst reden hörten und einem mit umständlich formulierten Fragen Zeit klauen würden. Kaum war ich drinnen und hatte die Fragestellung gelesen, begann ich zögernd, dann sprudelte es. Es gab Dinge, die ich sagen wollte und mich selbst fragte, zu Kunst und Philosophie, Renaissance und Gegenwart, zentrale und bewegliche Perspektive, Gottes Auge, das menschliche, Lascaux nicht vergessen, die ich ungeachtet der Fragestellung sagen musste, wollte. Ein Feuerwerk der Assoziationen. Den anschließenden Fragen fiel ich ins Wort, griff voraus, verknüpfte und sprang.

Mehr als die Scham über das Einser-Abitur erwirkte in den folgenden Monaten das bislang unbekannte Gefühl der vollkommenen Freiheit eine tiefe Anspannung in mir. Die Freiheit, alles studieren zu können und alles erleben zu dürfen, was ich wollte, erschien als Bedrohung. Zugleich empfand ich eine ungeheure Verantwortung. Ich wollte etwas studieren, das dem unverhofften Abitur und seinen Möglichkeiten entsprach. Die Schönheit von Mikroorganismen, Zellen, DNA, das Wunder

Leben. Für Medizin hätte ich mich unmittelbar zum Mediziner test anmelden müssen, also entschied ich mich zunächst für Rechtswissenschaften. Gegen die Panikattacken halfen weder Baldrian noch Psychoanalyse, kein Autogenes Training und nicht, dass ich Stephan davon erzählte. Ich machte mir Vorwürfe, dass ich in den Jahren zuvor die eine und andere Droge genommen hatte. Möglicherweise waren die Panikattacken nichts als Echos? Das Echo meines Körpers, seiner Abenteuer. Es war mir fast gleichgültig, wenn Freunde sich durch mein Lächeln unwohl fühlten. Schon in der Jugend hatte ich oft ein Glas Leitungswasser in der Hand, während andere sich mit Schnaps, Cocktails, Bier und Wein betranken. Der Alkohol, der Freunde in Stimmung brachte, erzeugte in mir bleierne Müdigkeit. Ich konnte die Augen nicht länger offenhalten, nur noch liegen und mit geschlossenen Augen verschwinden. Trank ich Wasser, konnte ich lustiger und wacher bleiben. Die Aussicht auf Träume, nüchternen Schlaf und klares Erwachen empfand ich erhebend. Zum Erstaunen meiner Umgebung entwickelte ich mich zur Asketin, in Bezug auf Rauschmittel.

Stephans Krise aber, über die er allenfalls in Andeutungen mit mir sprechen konnte, war dem Anschein nach weder von einem Gefühl der plötzlichen Freiheit und der schweren Last einer inneren Verantwortung noch von fehlender Liebe, Gunst oder Erwartungen seiner Freunde und Familie ausgelöst. Seine eigene Position empfand er eher gegenteilig, saturiert, nicht prekär. Die Eltern hatten ihm vor wenigen Wochen seine erste

eigene Wohnung gemietet, mit schönen Möbeln eingerichtet, den Umzug für ihn organisiert. Auf seinem Ausweis stand noch ihre Adresse. Er hatte in seinem ganzen Leben noch keinen einzigen Job suchen müssen. Während ich seit Jahren in Privathaushalten und einem Kindergarten putzen ging und kellnerte, kam bei ihm zu Hause jede Woche eine Putzfrau, die auch aufräumte. Anlässlich besonderer Gelegenheiten ging seine Familie in den besten Restaurants der Stadt essen. Seine Welt betrachtete er mehr aus der Perspektive eines Bret Easton Ellis. Er wollte Schriftsteller werden. Gewisse Schritte würde er allein tun müssen, gehen wollen. Wir sprachen über vieles an diesem Sonntag im Mai. Da er als Student über seine Eltern eine private Krankenversicherung hatte, wusste er, dass jede Rechnung eines jeden Arztes zuallererst seinen Eltern geschickt wurde. Dieser Umstand bedrückte ihn. Etwas sollte mir erst Tage danach deutlich werden: Er konnte und wollte sich und andere nicht verraten. An jene Nacht muss ich denken, als er im Winter einmal spät abends zu mir kam und sich neben mich auf die Matratze unter die Rückseite des Mondes legte. Wie ich meinen Arm und mein Bein um ihn schlang und spürte, meine Brust an seinem Rücken, Haut an Haut, dass er in Sekunden eingeschlafen war, und wie er im Schlaf ganz kalt wurde. Ich versuchte ihn zu wecken, doch er wirkte unerreichbar, als wäre er im Schlaf ohnmächtig geworden, ich rüttelte an ihm, nahm sein Gesicht in meine Hände, sprach ihn an, drehte ihn auf den Rücken, legte mich auf ihn. Hörst du mich? Er konnte die Augen nicht öffnen, nicht sprechen. Ich legte ihn auf die Seite, stabile

Seitenlage, und versuchte, mit meinem Körper seinen Rücken zu bedecken. Meine Hand auf seinen Narben. Das Fieberthermometer zeigte 35,1. Ich wollte ihn wärmen, rieb seine Arme und Beine. Was in dieser Nacht mit ihm war, behielt er für sich. Am Morgen schien er keine Erinnerung daran zu haben.

Wenige Monate später am Maiensonntag wollte ich ihn nicht bedrängen, wollte keine Geständnisse seiner Geheimnisse einfordern, da er mir unter Tränen sagte, er könne darüber nicht mit mir sprechen. Ich wollte ihm Respekt und Vertrauen zeigen. So schlug ich vor, dass wir uns eine Zeitlang nicht sehen, in Liebe, vorerst trennen. Ich blieb noch über Nacht und fuhr am Montagmorgen von seiner Wohnung aus in die Uni.

Am nächsten Vormittag rief er an. Ich muss dich sehen, heute, bitte. Das hatte Stephan mir an jenem Dienstag am Telefon gesagt. Was willst du, ich. Dich, das war seine Antwort. Er klang angespannt, ob fröhlich, mutig, ängstlich, konnte ich seiner Stimme nicht entnehmen. Gut. Ja, ich werde da sein, antwortete ich. Wir einigten uns auf vier Uhr nachmittags im Café Hardenberg, gegenüber der TU. Er hatte ein knappes Jahr zuvor mit Germanistik angefangen. Wegen Norbert Miller studierte er an der TU, während ich Rechtswissenschaften an der FU studierte.

Tauschten wir Kleider? Studierte ich das, was unsere Nächsten von ihm erwarteten, und er das, was ich ihm allein lassen wollte? Wir hatten uns vier Jahre zuvor kennengelernt und zusammen das Abitur gemacht. Beide waren wir in Berlin

geboren, er in West und ich in Ost. Unsere Welten und Familien konnten kaum unterschiedlicher sein. Er kam aus einer traditionellen Familie, Mutter, Vater, zwei Kinder. Die Eltern waren kluge und gebildete Menschen, beide Richter. Sie kamen ihrerseits aus ordentlichen und wohlhabenden Verhältnissen, aufgeklärtes Bildungsbürgertum, deutsche Protestanten. Ostern und Weihnachten gingen sie in die Kirche, der eine etwas lieber als der andere. Politisch waren seine Eltern nie einer Meinung, sie wählten entschlossen gegensätzlich. Sie hatten Humor und waren jeder auf seine Weise sehr warmherzig. Stephans familiäre Herkunft, obwohl sie für Deutsche und insbesondere Westdeutsche meiner Generation konventionell und geradezu typisch erscheinen konnte, demokratisches Selbstverständnis des westlichen Nachkriegsdeutschlands, war mir in vieler Hinsicht fremd.

Dagegen kam ich aus dem Chaos, Ost, Nord, West, als Nomadin, Flüchtige und fast Waise daher. In ihren Augen mochte ich eine Vagabundin sein, ein Hippiekind, ein herrenloses Geschöpf. Sie wussten, dass ihr Sohn mich liebte, und öffneten mir ihre Tür. Selbst zum Weihnachtsfest hießen sie mich willkommen. Ich erinnere mich, dass ich im besten Blumengeschäft des Viertels einen großen Strauß gelber Rosen kaufte. Mitten im Winter. Sonst wäre ich allein zu Hause geblieben, wie zum letzten Weihnachten. Ihre Wohnung lag fast am Lietzensee, in Charlottenburg. Oft waren Stephan und ich dort spazieren gegangen, wenn ich ihn besuchte.

Als wir das Abitur bestanden hatten, er, wie seine Mutter liebevoll zwinkernd sagte, mit dem geringstnötigen Aufwand, luden seine Eltern uns erleichtert zum Essen in ein gutes Restaurant ein. Dass Stephan sich in der mündlichen Prüfung null Punkte geleistet hatte, aus Wut und Stolz, da der Lehrer ihm eine unvorhersehbare Aufgabe gestellt hatte, fand sein Vater richtig. Schulterklopfen. Man dürfe sich nicht alles gefallen lassen. Um diese Zeit wohnte Stephan seit Monaten mehr oder weniger bei mir in der Schöneberger Hauptstraße, wir verbrachten nahezu jede Nacht beieinander. Seine Eltern waren froh, wenn sie ihn hin und wieder sahen. Sonntags besuchte er sie mit seltenen Ausnahmen zum Essen. Es war seit Jahren ihre Tradition, dass die Mutter, so viel und lange sie während der Woche auch arbeitete und oft bis spät abends an ihrem großen Schreibtisch mit den Prozessakten und Gesetzbüchern saß, am Sonntag für ihre Familie kochte.

Geboren im Osten Berlins hatte ich als Kind mit der Mutter und drei Schwestern von Oktober 1978 bis Sommer 1979 fast neun Monate im Flüchtlingslager Berlin-Marienfelde gelebt. Das Bundesland Schleswig-Holstein nahm uns als Sozialfall auf, und unsere Mutter fand in einem zersiedelten Dorf am Nord-Ostsee-Kanal ein altes Bauernhaus aus Backsteinen mit Reetdach, einer großen Tenne als fast lichtlosem zentralen Raum und einem unendlich erscheinenden, zaunlosen Garten, an den sich Koppeln bis hinunter zum Kanal anschlossen. Hier wollte Anna aussteigen und ankommen. Mit Unterstützung der Sozialhilfe wollte sie mit ihren Töchtern ein Leben in Freiheit finden.

Niemand im Westen kannte sie, es gab Schauspielerinnen wie Sand am Meer. Bei der Arbeitsvermittlung im Notaufnahmelager hatte man ihr offen gesagt, dass niemand hier im Westen auf sie wartete. Für eine fünfunddreißigjährige Schauspielerin, alleinstehend, mit vier Kindern von verschiedenen Männern, bestand, nachdem sie die letzten Jahre nicht mehr gespielt hatte, keinerlei Aussicht auf ein Engagement. Zu der Zeit um den ersten Ausreiseantrag hatte sie am Potsdamer Hans-Otto-Theater aufgehört und wollte Bühnenbild studieren. In den Jahren der wiederholten Vorladungen und Zurückweisungen ihres Ausreiseantrags waren ihr Arbeiten als Synchronsprecherin, Briefträgerin und Friedhofsgärtnerin zugewiesen worden. Ihr beruflicher Lebenslauf und die soziale Situation ergaben keine Qualifikationen für eine Vermittlung auf dem westdeutschen

Arbeitsmarkt. Man hatte sie als Sozialfall eingestuft. Ihre Ausbildung an der Ernst-Busch-Schule, ihre vielen Jahre als Ensemblemitglied an verschiedenen Theatern und ihre Rollen in den DEFA-Filmen reichten zunächst und bis zum Mauerfall nicht einmal für eine Umschulung aus.

Wir hielten verschiedene Tiere. Schaf, Ziege, Schwein, Gans, Kaninchen, Hund und Katze. Zuerst nur weibliche, außer dem Hund meiner Zwillingsschwester. Keins sollte allein bleiben, alle sollten sich vermehren. Unter den knorrigen Obstbäumen legten wir ein Hügelbeet und ein Frühbeet an. Wir kochten Marmelade, pressten Saft aus Holunderbeeren, buken Brot aus dem von eigener Hand gemahlenen Korn, molken die Ziegen und machten den Käse selbst. Nur die Lämmchen und Ferkel, die bald geboren werden sollten, wollten wir Kinder so wenig wie die Brennesselsuppe unserer Mutter essen. Im Sommer pflückten wir Sauerampfer, Schafgarbe und Löwenzahn von den Wiesen, wer brauchte schon wässrigen Kopfsalat aus dem Supermarkt. Niemand kochte bei uns nach Rezepten aus Büchern, wir kochten so, wie wir es uns selbst beibrachten. Die Apfelkuchen und Haferkekse, die Weihnachtsplätzchen und Blaubeertorten improvisierten wir. In der Frühe standen wir allein auf, machten uns Tee, und im Winter schippten wir Kinder noch vor Morgengrauen den Schnee und die Eisschollen vom Gehweg vor dem Haus. In die fünf Kilometer entfernte Waldorfschule auf der anderen Seite des Kanals liefen wir zu Fuß durch die Kälte und streckten vor der Fähre unsere Daumen raus, in der Hoffnung, dass jemand Mitleid und Platz